

TRIBÜNE

Es gibt sie, die planetaren Grenzen

Gastkommentar

von ION KARAGOUNIS

Vor fünfzig Jahren veröffentlichte der Club of Rome den Bericht «The Limits to Growth». Eine der Kernaussagen lautete: Die natürlichen Ressourcen würden in wenigen Jahrzehnten erschöpft sein, wenn Menschheit und Wirtschaft weiterwüchsen wie bis anhin. Zum Jubiläum erschienen viele Würdigungen, so auch in der NZZ. Ihr Fazit war meist vernichtend: Die Prognosen hätten komplett daneben gelegen, die Methodik sei unbrauchbar gewesen. Der Unterton, der dabei mitschwang: Die Ankündigung der Grenzen des Wachstums habe sich als Panikmache erwiesen, und wir könnten weiter wirtschaften wie bis anhin.

Richtig ist, dass die meisten Ressourcen trotz anderslautenden Prognosen nicht knapp geworden sind. Trotzdem sollten wir den Grundgedanken des Berichts – die Grenzen des Wachstums – ernst nehmen. Die grösste Herausforderung im Umgang mit der Umwelt liegt heute bei den immensen Schäden, die wir mit der Gewinnung und Nutzung von Ressourcen anrichten. Noch nie war der Druck auf das Klima und die Biodiversität grösser als heute. Statt von den «Limits to Growth» spricht die Wissenschaft jetzt von den planetaren Grenzen – von der begrenzten Belastbarkeit und Regenerationsfähigkeit der Erde. Überschreiten wir diese dauerhaft, gefährden wir unsere Lebensgrundlagen; es geht um die Übernutzung

Das A und O sind Preismechanismen, die die Nutzung der Ressourcen – oder die Schäden, die sie verursacht – verteuern.

der Süsswasservorräte, den übermässigen Ausstoss von Treibhausgasen, die Versauerung der Ozeane oder die Abholzung von Wäldern und den Verlust von natürlichen Lebensräumen.

Dank technologischen Fortschritten und dem Ausweichen auf Ersatzlösungen hat die Wirtschaft immer neue Wege gefunden, sich mit genügend Rohstoffen zu versorgen. Heute dringen wir in abgelegene Gegenden oder in die Tiefsee vor, und wir nutzen aufwendigere Verfahren, wie beispielsweise das Fracking zur Gasgewinnung. Das alles ruft potenziell grössere Schäden hervor. Die Forderung, weniger Ressourcen zu verbrauchen, ist deshalb sinnvoller denn je. Wie aber kommen wir dahin? Entscheidend sind die Rahmenbedingungen. Das A und O sind Preismechanismen, welche die Nutzung der Ressourcen – oder die Schäden, die sie verursacht – verteuern. Das Paradebeispiel dafür ist die CO₂-Abgabe. Das allein wird jedoch nicht genügen. Über immer mehr Ressourcen werden wir uns in Zukunft Gedanken machen müssen, ob wir ihre Nutzung künstlich begrenzen sollen.

Dazu bieten sich «Ressourcenbudgets» an: eine Kombination von politisch vorgegebenen Obergrenzen und einer sinnvollen Zuteilung innerhalb dieser Grenzen, etwa über Marktmechanismen. Es gibt bewährte Konzepte, an denen wir uns orientieren können. So verlangt das Forstgesetz bereits seit 1876, dass jede gerodete Fläche andernorts aufgeforstet werden muss. International abgesprochene Fischfangquoten verhindern, dass gewisse Fischarten komplett verschwinden. Und im Weinbau setzt man auf künstliche Mengenbeschränkungen, um die Qualität zu verbessern. Auch der CO₂-Emissionshandel ist auf eine Obergrenze angewiesen. Allerdings ist die Grenze noch nicht so tief, wie sie aus Klimaschutzgründen sein müsste.

Politisch gesetzte Limiten und Preise werden uns dazu motivieren, neue Technologien und Lebensweisen zu entwickeln, die deutlich weniger Ressourcen brauchen als heute. Nicht, weil die Ressourcen knapp würden, sondern weil wir sonst zunehmend unsere Lebensgrundlagen zerstören. Die Steinzeit ist auch nicht zu Ende gegangen, weil es keine Steine mehr gab, sondern weil wir bessere Lösungen gefunden haben.

Ion Karagounis ist beim WWF Schweiz verantwortlich für neue Wirtschaftsmodelle und Zukunftsfragen.